

# DIE FACKEL

---

Nr. 544/545

JUNI 1920

XXII. JAHR

---

## Die Welt ohne Blatt

Gesprochen am 9. Mai

Es hat sich so getroffen, daß zur Feier meiner hundertsten Wiener Vorlesung die Wiener Zeitungen durch ihr Eingehen an der Berichterstattung verhindert sind. Dieser Umstand soll uns aber nicht traurig stimmen, da er im Gegenteil in viel höherem Maß als meine hundertste Wiener Vorlesung würdig ist gefeiert zu werden. Und wenn ich schon tausend Wiener Vorlesungen gehalten hätte, so wäre ich nicht so hochgestimmt, wie wenn ich dazu von dem Eingehen der Wiener Presse höre. Wiewohl es wahrlich spät genug wäre, wenn es sich erst dann vollziehen sollte. Ob uns die Not beten lehren wird, ist noch zweifelhaft. Aber wenn sie nichts bewirkt hätte als uns das Zeitunglesen abzugewöhnen, so hätte sie jene kulturelle Wirksamkeit bewährt, zu der keine Regierung je die Initiative gefunden hätte. Denn keine, die konservativste nicht und nicht die revolutionärste, würde sich aus dem Mut der Erkenntnis und nicht bloß aus dem der Not von dem Vorurteil freimachen, welches den heute lebenden Menschen gebietet, den Fortschritt in eben den Errungenschaften zu erblicken, welche geradenwegs zum Ende führen. Keine würde sich je bedenken, um jenes falschen Begriffes von Freiheit willen auf die wahre zu verzichten, die nicht in der Freiheit der Presse, sondern erst in der Freiheit von der Presse begründet ist. Vermöchte die Staatsweisheit an die Leiden der Menschheit heranzureichen, die ihr Mangel herbeigeführt hat, wahrlich, sie hätte sich nach diesem blutigen Exempel dazu aufgerafft, die selbstmörderische Rüstung der journalistischen Betriebe zu zerschlagen, die Maschinbereitschaft des Worts, das noch, ehe es lügt, schon die Phantasie vergiftet hat, und hätte durch eine Tat, die den wahren Friedensschluß bedeutet, jenes große Symbol einer Selbstbesinnung aufgerichtet, ohne die weiterzuleben schmachlicher ist als der vollbrachte Mord. Aber wo mit der Erkenntnis auch alles andere fehlt, bleibt es der Not überlassen, das Nötige zu tun. Ich weiß nicht, ob wir für das Rotationspapier, das zum Unterzünden des Weltbrands gelangt hat, heute genug Kohle bekämen, uns zu wärmen. Aber wenn mir auch unbekannt ist, für welche nützlichen Dinge wir es jetzt unbedruckt dahingeben, das eine weiß ich doch: daß, wenn wir es selbst ohne jeden Gegenwert dahingäben, wir noch immer ein vortreffliches Geschäft machten, und ferner weiß ich, daß wir, wenn dieses Papier schon früher unbedruckt gewesen wäre, uns alles das erspart hätten, was wir erlebt haben bis zu dem Notstand, der uns jetzt zwingt, es unbedruckt dahinzugeben. Doch der Angsttraum, in dem wir weiter befangen sind und in dem wir weiter genarrt und betrogen werden, da sich unsere Räuber und Mörder weiter als unsere Kulturhüter empfehlen, hält uns so an der Kehle, daß wir nicht lachen und nicht weinen können, daß wir uns aber wie einst im Krieg für die Ideale jener aufruf-

fen lassen, deren Geschäft unser Ruin ist. Haben nicht diese Entwerter aller Werte, diese Schänder aller Wirklichkeit und aller Vorstellung, die mit der Kuppelung von Text und Annonce, von Lüge und Betrug, jedes Spiel ohne Einsatz gewinnen, haben sie nicht alle heiligen Vorwände zur Hand, um den Bestand ihres Unternehmens als eine Lebensnotwendigkeit des Menschengeschlechts glaubhaft zu machen? Haben wir nicht von jenem jungen Monstrum, das die ungeschmälerte Erbschaft eines weltzerreißenden Tons übernommen hat — als versagte der Tod vor dieser Gewure; als wäre die Menschheit verurteilt, noch dies Naturspiel einer sie erschreckenden Familienähnlichkeit zu genießen —, haben wir nicht von diesem Stürmer und Dränger den Herzensschrei vernommen, daß »die wichtigsten Interessen der Kunst nicht befriedigt werden können«, wenn man solcher Unzucht nicht mehr Papier zur Verfügung stelle? Worauf wir freilich, mit jener Springlebendigkeit, die das kostbarste Erbstück dieses Hauses ist, »die Kunst« sogleich als das Bedürfnis der Zeitgenossen definiert bekamen, »der Öffentlichkeit zu sagen, was sie liefern können und was sie benötigen«. Nun und ist das vielleicht keine Kunst? Sollte aber wirklich doch auch jene andere gemeint sein, so könnte ich natürlich nicht sagen, ob zu ihren wichtigsten Interessen auch die Angelegenheiten meines Wortes und meiner Wirkung gehören. Aber das eine weiß ich ganz gewiß, daß diese Interessen bisher ohne die Mitwirkung der Wiener Presse befriedigt werden konnten und daß sie in aller Zukunft ohne jede Rücksicht darauf, ob die Neue Freie Presse vier Seiten mehr bekommt oder nicht, zu befriedigen sein werden. Ja, ich möchte so unbescheiden sein zu sagen, daß gerade diese Interessen, und ihre Befriedigung vor der breitesten Öffentlichkeit, ein Beispiel für die vollkommene Überflüssigkeit der Presse, selbst in ihrem reduziertesten Umfang darstellen. Nicht daß ich von der Entbehrlichkeit der Tageskritik in meinem Falle Aufhebens machen wollte — schon die bloße Vorstellung, daß ich mich von so etwas »rezensieren« lassen müßte, ist ja ein Operettenschlager — ; aber sollte denn nicht allein die Tatsache von kulturgeschichtlicher Bedeutung sein, daß ich in Wien, in der Stadt der Presse, die zur Befriedigung der wichtigsten Kunstinteressen Papier braucht, hundert Säle füllen konnte, ohne je einen Ton von dieser Presse strapaziert zu haben? Sollte nicht, für je unwichtiger meine Kunstinteressen von ihr gehalten werden, die völlige Ausschaltung der Presse als eines vermittelnden Faktors, als des Trägers der letzten Funktion, die man ihr zugestehen wollte, der des bezahlten Ausrufers, eine ungewöhnliche Tatsache sein, eine sogar publizistisch beträchtliche, und eine Tatsache, die jede kulturell bestrebte Verwaltung vor die Frage stellen muß, ob denn jene künstlerischen Interessen, die auf die Unterstützung der Presse angewiesen sind, die nur von ihr befriedigt werden können, nicht selbst dieser Unterstützung unwert seien und der Hilfe von staatswegen so unwürdig wie die Presse selbst, als deren Geschöpf sie die Herkunft aus Dreck und Schmach nicht verleugnen und in ihrem Schutz erst verraten! Wenn aber die Neue Freie Presse, die sich füglich die Welt ohne »das Blatt« nicht vorstellen kann, das Herz hat, vor der Welt sich zu beklagen, daß sie zu wenig Papier zur Förderung der Kunst bekomme, so steht es dem Neuen Wiener Tagblatt wohl an, seine Inserate als ein »aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten erwachsendes *Naturprodukt*« zu bezeichnen, ganz abgesehen davon, daß es befürchtet, durch die Verminderung seines Umfangs werde »eine unerträgliche Verengung des geistigen Horizonts der Bevölkerung herbeigeführt werden, die unaufhaltsam zu einer intellektuellen Verarmung führen muß«. Ich glaube, das Neue Wiener Tagblatt sieht da zu schwarz. Während die Neue Freie Presse die Kunst schlicht als das Bedürfnis erklärt, der Öffentlichkeit zu

sagen, was sie liefern und was sie benötigen, hat das Neue Wiener Tagblatt gewiß recht, zwischen jener feschen Blondine, die gestern im Café Siller von brünettem Herrn auf das Blatt aufmerksam gemacht wurde, und eben diesem die Gemeinsamkeit eines Naturprodukts zu vermuten. Aber ich bin überzeugt, daß weder durch eine Einschränkung des Textteils des Neuen Wiener Tagblatts noch auch durch eine Vernachlässigung des Kleinen Anzeigers eine Verengung des geistigen Horizonts der Wiener Bevölkerung herbeigeführt werden wird, erstens weil dies nicht so sehr durch den Raum, um den das Neue Wiener Tagblatt verkürzt wird, als durch den Raum, der dem Neuen Wiener Tagblatt noch bleibt, bewirkt würde und zweitens: weil es überhaupt nicht mehr möglich ist. Wenn man bei Ausübung eines verlogenen Handwerks noch ehrlich sein könnte, würde man's ja ohne kulturelle Umschweife heraus-sagen, daß es einem nicht so sehr um das Wohl und Wehe der Menschheit oder der Bevölkerung zu tun ist als um das eigene. Über Existenzfragen ließe sich ja sachlich reden, wenn Reue über ein falsches Leben sichtbar wäre und das Streben, den Beruf, den man verfehlt hat, wieder zu suchen. Solange dies nicht der Fall ist und jene, die nun auch selbst für ihr Wirken büßen sollen, sich darauf versteifen, Führer des Volkes zu sein und die Tätigkeit, durch welche sie es, Gott seis geklagt, sind, fortzusetzen, bekenne ich kalten Herzens, daß ich am Grabe der europäischen Menschheit die Subsistenzlosigkeit solcher, die sie dahin geführt haben, für kein Problem halte. Denn wenn zu Gottes Ehre die Armeen verkracht sind, so hat man andere Wünsche, als sie wieder zu errichten, damit die Gagisten, denen ein Berufswechsel schwer fällt, nach Auskommen und Ansehn versorgt sind, und wieder Kriege zu führen, damit die, die nichts anderes gelernt haben, nicht aus der Übung kommen. Leider kann ihnen die Vorzugsstellung nur in dem Sinne eingeräumt werden, daß eben die Träger eines Berufs, durch dessen Wirken auch alle andern zu Schaden gekommen sind, vor diesen sich damit abzufinden haben, Opfer ihres Berufs zu sein, so schmerzlich das in jedem einzelnen Fall zu erleben wäre. Und was von der Generalität gilt, die mit dem Ruhm auch das Risiko übernommen hat, daß durch ihre Tätigkeit der Staat zugrundegeht, und die vom Vaterland doch nicht verlangen kann, es als dulce et decorum zu empfinden, für die Generale zu sterben — gilt ganz ebenso von jenem Beruf, dessen Inhaber einander noch heute als Fahnenträger oder Generalstabschefs des Geistes ansprechen und deren Werk es vorzüglich war, die Menschheit die Segnungen der militärischen Sphäre erleben zu lassen und sich selbst mit ihren Metaphern zu schmücken. Und leider muß es auch von den geistigen Munitionsarbeitern gelten. Was die graphischen Helfer des Journalismus anlangt, so möchte ich mit jener freien Stirne, die den Zierat der Lüge so schlecht verträgt, bekennen, daß ich mir die sozialistische Umwälzung niemals als den Fortbestand der ihr feindlichen Einrichtungen zugunsten der an ihnen interessierten Lohnarbeiter vorgestellt habe. Und weiters, daß mir schon lange vor dieser sogenannten Krise, die ich in Wahrheit als eine Katharsis empfinde, die Mitwirkung von Proletariern an dem ihrer Idee gefährlichsten Werk als tief unsittlich erschienen ist, so wahr selbst das härteste Kriegsdienstleistungsgesetz keinen Arbeiter je in die Munitionsfabrik *des Feindes* gezwungen hat! Aber wenn in Zeiten der wirtschaftlichen Wohlfahrt das gemeinsame kapitalistische Interesse über die tiefere Feindschaft betrügen konnte — den Arbeiter, nicht den bürgerlichen Journalisten, der sich seiner als Instruments im Kampf gegen den Arbeiter wissend bedient —, so sollte diesen doch die Not die seltsame Bettgenossenschaft schaudernd erkennen lassen. Ob Menschen brotlos werden müssen, weil die Menschheit endlich um ihr Gift kommt, und ob man,

weil wir einmal das Glück haben, Rotationspapier unbedruckt an den Mann zu bringen, die Setzer nicht zu nützlicherer Tätigkeit als der bisher verübten anstellen könnte, und ob es vielleicht doch noch saubere Bücher zu drucken gibt, wenn's keine schmutzige Zeitung mehr zu drucken gibt: dies alles dürfte eine weit ernstere Debatte ergeben als jene, welche eine aufgestörte Interessengemeinschaft abführt, die nach altem Bürgerbrauch Vorteil und Phrase über die Gelegenheit zu allgemeinem und höherem Nutzen stellt. Mir aber konnte zu dem Datum der heutigen Vorlesung keine bessere Ehre widerfahren als die durch eines jener Gerüchte, welche in der Stadt, die immer noch von Gerüchten leben wird, wenn sie schon keine Journale mehr hat, meine so schwer kontrollierbare Privatperson umschwirren. Ich soll, nicht durch meine seit so vielen Jahren sichtbare Beharrlichkeit —, was ja natürlich wäre —, nein durch heimliche Umtriebe bewirkt haben, daß den Zeitungen endlich das widerfahren ist, was ihr Rädelsführer so anschaulich das »Einwürgen des Raumes« nennt. Ich wollte, wir hielten, durch die Entschließungen einer höheren Regierung, schon beim Einwürgen der Zeit! Denn auch sie war ja, dank dem maßgebenden Journalismus, allzu groß. Aber was mir das Gerücht nachsagt, bringt mich wieder einmal in eine jener fatalen Parallelen mit Wilhelm II., die mir seit meinem Zusammenbruch in Innsbruck anhängen. Und doch ist es ein Unterschied, auf den ich stolz sein werde, wenn ich mit dem verantwortlichsten Redakteur einer maßlosen Epoche vor das Weltgericht trete. Denn er war, Schulter an Schulter mit dieser Presse, wohl schuld an zu viel Blut. Aber ich bin nicht schuld an zu wenig Papier. Er hat es getan, aber nicht gewollt. Ich habe es nicht getan, aber: ich habe es gewollt!

---

## **Inschriften**

### **IMMER FESTE DRUFF!**

Sie sahen nur das, was nicht geschehn,  
und hörten nur das, was ihnen frommt.  
Ich hab' schon am Anfang das Ende gesehn  
und wußte, was nach dem Ende kommt.

Dies Volk, genährt mit Weltenhasse,  
des Wahnes entbunden, der Lüge bloß,  
sie stürzen mit Messern hinaus auf die Gasse  
und gehn dort aufeinander los.

Und sollt' ich nun in die Zukunft schauen,  
so würde der Horizont mit zu eng.  
Denn wieder seh' ich das alte Grauen,  
und höre das alte Schnedderedeng.

Sie werden die Welt gegebenen Falles  
verwandeln ins unentbehrliche Feld.  
Denn dieses geht Deutschland doch über alles,  
über alles doch in der Welt!

---

## UMSTURZ

Heil dir in dem Siegerkranze!  
tönt es weiter zum Entzücken,  
und sie gehen noch aufs Ganze  
in zerschlagenen Republiken.  
Und sie fühlen noch das gleiche  
Gott erhalte, Gott beschütze.  
Und es haben Kaiserreiche  
Präsidenten an der Spitze.

---

## BESSERE METHODE

Sie wußten es, sie sagen fest und steif:  
das Volk hier ist zur Freiheit noch nicht reif.  
Damit das Volk zur Freiheit endlich reife,  
zäumt man das losgelassne Pferd beim Schweife.  
Es kann das Volk, wer sollt' es nicht begreifen,  
nur in der Sklaverei zur Freiheit reifen.

---

## DILEMMA

»So kann's nicht weitergehn!« Das ist schon möglich  
und wäre immerhin erträglich.  
Seid ihr gefaßt, das Schlimmere zu sehn?  
Es kann ja auch nicht anders weitergehn!

---

## SCHLECHTER TAUSCH

Gut und Blut und vorher den Verstand  
hat man uns fürs Vaterland genommen,  
und es war ein trauriges Erleben.  
Ach, wir haben nichts zurückbekommen,  
und bloß so viel Grütze vorderhand:  
daß wir, gäb' es noch das Vaterland,  
wünschten, es für Gut und Blut zu geben!

## FELIX AUSTRIA

Sie wollte sich durch Heirat nur vermehren  
und hat das Siegen andern überlassen,  
und dies behagte allen Landeskindern.  
Um aber noch gemütlicher zu spassen,  
geizte sie einmal doch nach blutigen Ehren.  
Und glänzend glückt' es ihr, sich zu vermindern.

---

## MORD IN UNGARN

Es wird die Welt für Karl und Zita  
noch lang nicht ihres Daseins froh.  
Extra Hungariam non est vita  
et in Hungaria ebenso.

---

## NIBELUNGENTREUE

Zwei Kaiser sind in den Krieg gezogen  
und wußten nicht, wie zurückgelangen.  
Denn der eine hatte es reiflich erwogen,  
drum ists auch dem andern schief gegangen,

Doch hätte gewiß ihm davor gebangt,  
wiewohl er alles reiflich bedacht hat,  
und er ist nur darum ins Unglück gelangt,  
weil der dort ihn nicht davon abgebracht hat.

Und Schulter an Schulter vom Feinde besiegt,  
sie gaben für Eisen ihr letztes Gold,  
und dieser fühlte sich drangekriegt  
von jenem, welcher es nicht gewollt.

Doch jener tat nur, was dieser geplant,  
jetzt weiß er, wer ihn hineingezogen.  
Er hatte ja nicht im geringsten geahnt,  
daß der da sich alles reiflich erwogen.

Wie haben wir drob dieses Leben verbracht  
und wie viele Seufzer sind uns verschollen!  
Ach, hätte doch dieser nicht nachgedacht,  
und hätte doch jener etwas wollen!

## Vorlesungen

Mittlerer Konzerthausaal, 15, Februar, halb 3 Uhr;

I. *Originalbericht aus Innsbruck* <sup>1</sup> 8 Worte in Versen: Abenteuer der Arbeit; Der Reim; Verlöbniß; Ich habe einen Blick gesehn; Unter dem Wasserfall / *Raimund* : Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär, II., 4 bis 8 (teilweise), Aschenlied (III, aus 8); Lied des Valentin (aus dem »Verschwender«, III, 10).  
II. Mir san ja eh die reinen Lamperln / Hans Müller in Schönbrunn / Aus: Die letzten Tage der Menschheit: II, 11 (Grüßer); V, 45 (Die Generalstäbler) / Tod und Tango.

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten. Ein Teil des Ertrags für einen hungernden Lehrer.

\*

Ebenda, 7, März 1920, halb 3 Uhr:

I. Wozu der Lärm? <sup>2</sup> ) / Vorwort zu einer demnächst erscheinenden Sammlung von Innsbrucker Dokumenten (Meine Eitelkeit und der deutsche Nationalstolz) <sup>3</sup> ) / Aus: Die letzten Tage der Menschheit; I, 1: Ringstraßen—Korso (mit Vorbemerkung) / Der alte Aktivist / Nibelungentreue (aus dem Manuskript).

II. Aus: Die letzten Tage der Menschheit: I, 6: Volksschule; V, 31 und aus III, 16: Erzherzog Friedrich / Die Ballade vom Papagei / Die allerletzten Tage der Menschheit / Zwei Epigramme / Géza von Lakkati de Nemesfalva et Kutjafefaluszég.

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des österreichischen Bundes für Mutterschutz (Wien, VII/2, Mariahilferstraße 12, Postsparkassen—Konto Nr. 87.931).

Zu »Ringstraßen—Korso«:

Ein Tiroler hat mir vorgeworfen, daß ich rückschrittlich sei, nämlich um ein Jahr zurückgeblieben, weil ich den Tirolern nichts von dem erzählte, was im letzten Jahr passiert ist, sondern mitten im Frieden noch immer vom Weltkrieg spreche und zwar mit einem Pathos, das doch wegen zehn Millionen Toter eigentlich nicht angebracht ist. Ich will deshalb noch weiter zurückgreifen, bis dorthin, wohin durch alles Pathos hindurch der Humor gelangt, um Wien und Österreich in den ersten Kriegstagen wiederzufinden und, wie ich sicher bin, nicht wiederzuerkennen. Ich glaube auch, daß die Ringstraße sich heute schon anders zu den fremden Nationen verhält, als damals; aber da alle Tiroler, die es gibt, bereits vergessen haben, was damals war und was seither gewesen ist, so muß ich sie erinnern. Vom fünften Kriegsjahr zu sprechen mag ja inaktuell sein, aber wie es im ersten zugegangen ist, das muß man allen, die es überleben durften und überstehen konnten, doch erzählen.

\*

Arbeiter—Bildungsverein, Ehemaliges Militärkasino, 14. März, 3 Uhr:

I. Aus: Die letzten Tage der Menschheit: I, 1 (Sirk—Ecke, mit Vorbemerkung) <sup>4</sup> ); IV 52 (Militärspital); V 31 und aus III 16 (Erzherzog Friedrich); V 38 (Der Blinde) / Der sterbende Soldat / Der Bau-

1 Siehe Nr. 531 — 543 S. 1 u. ff. KK

2 Sieht ebd. S. 182. KK; Seite 118 in dieser Ausgabe

3 Siehe ebd. S. 13 u. ff. KK; Seite 9 in dieser Ausgabe

4 Siehe oben KK

er, der Hund und der Soldat / Ich habe einen Blick gesehn / Nibelungentreue.

II. III 17 (Der Hauptmann im Landesverteidigungsministerium); III 18 (Der Hauptmann Im Kriegsministerium); V 5 (Zwei Generale); IV 19 (Viktualienhandlung); V 45 (Die Generalstäbler); V 35 (Militärgericht) / Géza von Lakkati de Nemesfalva et Kutjafelegfaluszég / Der Zeuge (Fluch des sterbenden Soldaten).

Der Arbeiter—Bildungsverein hat 1000 Kronen den »Kinderfreunden« zugeführt.

\*

Mittlerer Konzerthausaal, 28. März, halb 3 Uhr:

I. Material zu »Wilhelm und die Generale« (mit Vorbemerkung) / Aus: Die letzten Tage der Menschheit: IV 48: (Wahnschaffe—Szene) mit Vorbemerkung; IV 52: (Militärspital); V 38: (Der Blinde) / Nibelungentreue.

II. 1, 7: (Elfriede Ritter); IV 15: (Kriegsarchiv); IV 8: (Die Schalek; mit einem Chor der Offiziere: »Solche Kontraste gibts nur an der Front!«); aus: III 7: (Frau Pollatschek etc.) / Elegie auf den Tod eines Lautes (mit Vorbemerkung) / Sonnenthal (mit Vorbemerkung) / Nachruf: an alle, die mich an einem Grabe geschmäht haben (aus dem Manuskript).

Die Erhöhung der ersten Preiskategorien für das Meidlinger Altersfrauenheim.

Zum Material:

Der Rektor der Universität Innsbruck, einer von jener Gilde, die während des Kriegs an die Fleischhacker Ehrendokorate ausgeteilt hat, hat zwei Tage nach meiner Innsbrucker Vorlesung in einer Promotionsrede auf den »rassefremden Verhöhner der edelsten Gestalten des deutschen Volkes« hingewiesen, unter denen er offenbar Wilhelm und die Generale verstanden wissen wollte. Und in sämtlichen kritischen Pfeifrufen der Innsbrucker Presse ist immer wieder die Behauptung aufgetaucht, daß meine Zeichnung Wilhelms und des Umgangs, den er mit seinen Generalen pflog, eine Verleumdung sei, eine schamlose Erfindung u. dgl. Da die Erklärung, die ich dem Vortrag vangeschickt hatte: daß man so etwas nicht erfinden kann und daß es eben wahr ist, dem Gesindel nicht genügt hat und das Gesindel an meinem Wort zu zweifeln wagte, so sehe ich mich genötigt, die Dokumente zu veröffentlichen, auf denen meine szenische Darstellung beruht. Ich habe schon öfter erwähnt, daß ich den Berichten entsetzter Augen— und Ohrenzeugen manche Anregung verdanke. So die widerwärtige Frage an den einen Flügeladjutanten, seinen erotischen Geschmack betreffend, die in Donau—Eschingen gesprochen und für die nicht Wilhelm, sondern ich ein Pornograph genannt wurde, ferner jenen scherzhaften Fußtritt für den andern Flügeladjutanten, der sich in Schönbrunn, und zwar im Beisein Franz Josefs, des Prinzregenten und von allem was dazu gehört, ereignet hat. Ich habe nichts weiter als den Schauplatz dieser Gräßlichkeiten verändert, den ich ins deutsche Hauptquartier verlegte. Das Material zu dem eigenartigen Unfug, den ich den gekrönten Tollhäusler mit seiner Generalität treiben lasse, entstammt dem Werk über den Seekrieg vom Konteradmiral Persius (Verlag der Weltbühne), aus dem ich die folgenden Stellen vorlesen will. — —

Und nun die Stelle aus dem »Porträt«, auf das der Konteradmiral hinweist. Sie betrifft die von mir verwertete Kaviar—Episode. — —



Das ist, sagte ich, die Gestalt, die die Welt regiert und in den Tod geführt hat und nach der sie sich trotzdem vielfach zurückzusehen scheint.

Zu »Wahnschaffe«:

Ich lese nun die Wahnschaffe—Szene, in der sich eben diese Geistesverfassung des deutschen Volkes darstellt, dieselbe, die man mit einem gebührend abscheulichen Wort die deutsche »Mentalität« genannt hat. Die Symbolik der Kindergespräche, in denen sich das Tragische in tragischerer Spaßhaftigkeit abbildet, ist in dem Sinne ein Doppelspiel, daß hier die furchtbare Frühfertigkeit der deutschen Kinder, deren Soldatenspiel das der Erwachsenen verzerrte, wie dieses selbst sich ineinander spiegeln und in beiden Erscheinungen jene Gespenster verwirklicht sind, die damals in den Generationen gelebt haben und leider Gottes heute noch leben. Denn die deutschen Ereignisse zeigen, daß Wahnschaffe — ein Name, der diese heillose technoromantische Verbindung des deutschen Wesens bekundet und lange vor Herrn Wassermann von mir gewählt wurde — daß also Wahnschaffe noch immer nicht sein Lied des Alldeutschen ausgesungen hat, die unendliche Melodie der Weltbedrohung, die ich ihn singen lasse.

Zu »Kriegsarchiv« und »Die Schalek«:

In den folgenden zwei Szenen kommen Sätze vor, von denen man wieder geglaubt hat, ich hätte sie erfunden. Aber keine Phantasie würde an das hinanreichen, was in den Kriegsfeuilletons des Hans Müller und der Schalek enthalten und von mir wortwörtlich übernommen ist. Es ist eben die tragische Sendung meiner Figuren, daß ich sie nur das sprechen lasse, was sie einmal geschrieben haben. Denn da erst erlebt man es, was für ein Leben damals war und was man damals nicht gefühlt hat. Und man will gar nicht glauben, was man damals alles nicht gefühlt hat.

Zu »Sonnenthal«:

Hermann Bahr, ein Provinzschauspieler in Salzburg, hat kürzlich in der Neuen Freien Presse, die ja zu allem was mit Pietät zusammenhängt fähig ist, eine planmäßige Besudelung des alten Burgtheaters unternommen, deren Duldung ich selbst dem verkommenen Kulturgewissen dieser Stadt nicht zugestanden hätte, weil sie eben nur der absoluten kulturellen Ehrlosigkeit möglich ist, welche sich nichts draus macht, auch noch ihre bessere Vergangenheit prostituieren zu lassen. Damit die nichtswürdige Tat, mit ihrer nichtswürdigeren Duldung, nicht unbeachtet bleibe, will ich das Gedicht »Sonnenthal« vortragen, die Galerie von Stimmen des alten Burgtheaters, in der heute auch die der erlauchten Künstlerin *Stella Hohenfels* Platz finden würde, jene unvergeßliche Stimme, die Flor war im doppelten Sinne, einer von allen blühenden Dingen und der von allem Geheimnis, ein Musselin und darunter alle Süßigkeit der Natur. Auch diese Stimme hat der Sudler, eine Woche bevor ihr Mund an dem bösesten aller Übel verstummen mußte, dem Gelächter einer Generation preisgegeben, die überhaupt nicht weiß, was ein Schauspieler ist, und es ganz gewiß weniger aus der Kritik als durch die Persönlichkeit des Hermann Bahr erfährt.

Zu III, 7:

Die folgende Szene, der Streit um die »Rohö« — von allen Mißworten dieses Kriegs eines der treffendsten — ist kein Protokoll einer gewordenen Wirklichkeit, sondern, wie man seit einigen Tagen weiß, eine Prophetie.

\*

Für die Arbeiterschaft Wiens, Großer Musikvereinssaal, 6. April, 7 Uhr:

I. Weltgericht / Aus: Die letzten Tage der Menschheit: IV 52 (Militärspital); V 38 (Der Blinde); V 31 und aus III 16 (Erzherzog Friedrich) / Der sterbende Soldat / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Die Ballade vom Papagei \* Nibelungentreue.

II. 1 7 (Elfriede Ritter); III 17 (Der Hauptmann im Landesverteidigungsministerium); III 18 (Der Hauptmann im Kriegsministerium); V 5 (Zwei Generale); IV 19 (Viktualienhandlung); V 45 (Die Generalstäbler); V 35 (Militärgericht) / Géza von Lakkati de Nemesfalva ei Kutjafelejaluszég / Der Zeuge (Fluch des sterbenden Soldaten).

Der Reinertrag (K 2470.96) wurde dem Fonds für die Befreiung der Kriegsgefangenen zugeführt.

\*

Mittlerer Konzerthausaal, 11. April 1920, 1/23 Uhr:

I. Mit der Uhr In der Hand / Die letzten Tage der Menschheit: IV 32; Zwei junge Leute aus Berlin, Der Imam, Eine Dame; IV 13: Hindenburg und Ludendorff, Paul Goldmann; II 7: Hirsch, Roda Roda, Ein Generalstäbler; V 31 und aus III 16: Erzherzog Friedrich / Nibelungentreue / Heldengräber / Jugend / Raimund: Der Bauer als Millionär, II, 4 bis (teilweise) 8 (Musik von Josef Drechsler); Lied des Valentin aus dem Verschwender, III, 10 [Konradin Kreutzer].

II. IV 8: Die Schalek [mit einem Chor der Offiziere: »Solche Kontraste gibt's nur an der Front«]; IV 16: Hugo von Hofmannsthal, Der Zyniker; V 19: Ärzteversammlung In Berlin; IV 15: Kriegsarchiv / Meinem Franz Janowitz / Nachruf: an alle, die mich an einem Grabe geschmäht haben.

1000 Kronen wurden dem Fonds für die Kriegsgefangenen zugewendet.

\*

Ebenda, 18. April, 1/2 4 Uhr.

I. Aus: Tlmon von Athen von Shakespeare, übersetzt von Dorothea Tieck, I., II. und III. Aufzug, bearbeitet vom Vorleser.

II. Attila von August Strindberg.

III. Die chinesische Mauer von Karl Kraus.

Der volle Ertrag dieser Vorlesung (bei erhöhten Preisen: K 3785.10) wurde dem Fonds für die Befreiung der Kriegsgefangenen (Österreichisches Kriegsgefangenenamt, Wien, VI., Gumpendorferstraße Nr. 1) zugewendet.

\*

Ebenda, 1. Mai, 1/27 Uhr, für die Arbeiterschaft Wiens:

I. Die Weber, II. Akt.

II. Hannele Matterns Himmelfahrt. (Begleitmusik: Dr. Karl Meyer)

Der Volle Ertrag dieser Vorlesung (K 1151.40) wurde dem Fonds für die Befreiung der Kriegsgefangenen überwiesen.

\*

Die 100. Wiener Vorlesung, ebenda, 9. Mai, 1/2 4 Uhr:

I. Die Welt ohne Blatt / Rhythmus eines österreichischen Sommers (mit Vorbemerkung) / v. Bienenrth und v. Bismarck / Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung / Der Neger.

II. Neue Epigramme und Gedichte (Dichterschule, Legende, Immer feste druff!, Das siebente Gebot, Umsturz, Schlechter Tausch,

Felix Austria, Mord in Ungarn, Sprachenpflege) / Aus dem Ungarischen / Wiener Faschingsleben 1913 / Jetzt ist die Zeit / Nibelungentreue.

Ein Teil des Ertrags für den von einer Brandkatastrophe betroffenen Ort Wilhelmsburg (NA.).

Das Programm brachte den folgenden Rückblick:

Von der ersten Wiener Vorlesung, die am 3. Mai 1910 stattgefunden hat, sind bis zur hundertsten *zehn Jahre* verflossen.

Es entfallen auf das Jahr 1910: 2, 1911: 4, 1912: 8, 1913: 8, 1914: 7, 1915: 3, 1916: 10, 1917: 14, 1918: 14, 1919: 19 und 1920: 11 Vorlesungen.

Die Säle waren die folgenden: Ingenieur— und Architektensaal: 6, Großer Beethovensaal: 7, Kleine Bühne: 1, Hörsaal des Anatomischen Instituts: 1, Großer Musikvereinssaal: 2, Kleiner Musikvereinssaal: 14, Großer Konzerthausaal: 3, Mittlerer Konzerthausaal: 22, Kleiner Konzerthausaal: 42, Großer Saal des Volksheims (XVI): 1, Ehemaliges Militärkasino: 1 mal.

Außer den hundert Wiener Vorlesungen haben seit dem Jahre 1910 bis heute 69 Vorlesungen in der Provinz und im Ausland stattgefunden.

(in Nr. 508 — 513, S. 33, Kleiner Konzerthausaal ist anstatt 18. Februar: 23. Februar zu lesen.)

Zu »Rhythmus«:

Das heutige Programm wird vornehmlich dartun, zu welchen wichtigsten Interessen der nun Gottseidank »eingewürgte« Raum gebraucht wurde und mit welchen Geräuschen das Ohr der Zeit gemartert wurde, bevor man auf seinem Trommelfell den dann unvermeidlichen Generalmarsch schlug.

Nach der Pause, in der dem Vortragenden gemeldet wurde, daß ein feindliches »Flugblatt« von hysterischen Fliegern abgeworfen und im Saal verbreitet sei, lag ein Exemplar auf dem Tische, das auf dem Umschlag, der sich als freundlicher Prätext gab, die Frage enthielt, mit wessen Erlaubnis diese Verbreitung erfolgt sei. Was die Aufklärung erforderte:

Mit meiner nicht. Das Zeug wurde mir bereits ins sogenannte Künstlerzimmer gebracht. Es stammt von einem ehrgeizzerfressenen Hysteriker, dem traurigen Sohn eines großen Vaters. Ich hoffe, daß ein Publikum, welches mir huldigen will, sich dieser frechen, schamlosen, merkantilen Ausnützung meiner hundertsten Vorlesung persönlich erwehren wird.

Was tags darauf von einem jener technischen Betriebe, die nicht nur auf Schlechtigkeiten, sondern auch auf Befriedigung ungesunder Leidenschaften eingerichtet sind, als die »aus dem Munde von Karl Kraus, der bekanntlich selbst einige Male das Objekt tätlicher Angriffe war, recht eigentümlich wirkende Aufforderung« zur Gewalt gedeutet wurde: zu Tötlichkeiten gegen den unschuldigen Urheber anstatt zu einer Abfertigung der lästigen Kolporteure. Aber selbst der isolierte Gagist, der nach einem Pfui—Ruf aus dem Saal entfernt ward und auf dessen sittliche Wallung sich das Blatt für seine Version zu berufen schien, hat schriftlich um Entschuldigung gebeten, seine Entfernung war auf ein Mißverständnis zurückzuführen: das Pfui hatte nicht der Rede, sondern der Tat gegolten. Die Verteilung aber hat gleichfalls auf einem Mißverständnis beruht. Sie habe sich — und dies eben wollte Redner beklagen — »reibunglos vollzogen«, da das Publikum die Flugschrift »erst für eine Huldigung ansah«. Wäre sie es gewesen, so hätte ich, wie in einem andern Fall, mit

umso größerer Entschiedenheit die Abweisung gewünscht, da es ja wirklich genug »Hörer« gibt, die mich der Mitwisserschaft an solchen Überraschungen für fähig halten. Die Irreführung durch das Titelblatt nehme ich dem Urheber so wenig übel wie alle Wirrnis des Inhalts, drucktechnisch und geistig, die nur die klare Absicht des Angriffs erkennen läßt, und wie die so scharf gerügte Ausnützung der Gelegenheit. Dem journalistischen Verstand mag es gelingen, zu erkennen, daß hier »verschiedene einander widersprechende Stellen aus den Werken von Kraus gegenübergestellt sind«, verbunden etwa durch die Tatsache, daß rechts ein Papagei und links ein Papageienkabarett vorkommt. Die landläufige Intelligenz mag glauben, ich hätte einmal »Viktor Adler verleumdet« und stünde dadurch in einem Widerspruch zu meinem heutigen Tun, der so kraß ist wie der zwischen meinem Nachruf für Franz Ferdinand und jenem Couplet macabre, in dem ich ihn die Zählebigkeit seines Vorgängers beklagen lasse und das ich schon fünf Jahre später veröffentlicht, aber wie ich sogar verriet, schon fünf Monate später geschrieben habe. Und wer will, mag auch überzeugt sein, daß es gegen mich keinen tauglicheren Gewährsmann für publizistische Konsequenz geben kann als den Hermann Bahr und daß, während kein Journalist einen Bissen von mir nehmen würde, ich nur noch darauf angewiesen bin, die Arbeiter—Zeitung zu täglicher Reklame für mich anzutreiben und zu einer Anerkennung, die bekanntlich bei Lebzeiten Viktor Adlers nicht möglich war. Aber der Ulk ist beiweitem nicht so spaßhaft wie er scheint. Gegen das Unheil, das eine erregende Kraft leider Gottes — und sie verwünscht sich für solche Wirkungen in den hintersten Höllenpfuhl — in schwanken, doch auch gutgearteten jungen Seelen angerichtet hat, ist kein Kraut gewachsen. Ein Autor, der sich wie kein zweiter des fragwürdigen Erfolges schuldig weiß, die Unfruchtbarkeit seines Zeitalters zu Krämpfen angeregt zu haben, beklagt den trostlosen Drang, der alle fünf Jahre, und wenn ein Weltkrieg dazwischen läge, einen beharrlichen Anfänger zwingt, demnächst zu erscheinen, sich auf eine unerlaubte Art selbst zu behaupten und mit dem fremden Werk das Bild des eigenen, vordem sicher hoffnungsvollen, vielleicht doch noch einem edleren Einfluß zugänglichen Wesens zu verzerren. Schande jenen Druckern, Händlern und zumal den Käufern, die der Sensation des Augenblicks zuliebe fördern, was nur ein grausamer Aufenthalt bis zur Selbstzerstörung ist. Ich habe weiß Gott keine Lust, Erscheinungen, von heute oder demnächst, die ein Verhängnis im Liebeshaf an mein Dasein gekettet hat und die eben an diesem in das Nichts vergehen, aus dem sie gekommen sind, durch Beachtung zu ermuntern, und schätze mir ein Totschweigen, das vor dem Andrang aller Feminina männlicher ist als jede Antwort. Gern unterstütze ich sonst den dürftigsten Anlaß und bin dem letzten Meinungshausierer dankbar für alles das, was ihn mein Bedürfnis, es zu erörtern, gegen mich vorbringen ließ. Aber ich hüte mich vor jenen Gelegenheiten, wo es, heute für, morgen gegen mich, brünstig zugeht. Es sind Privatangelegenheiten, und nur ihre Verwandlung ins Literarische ist ein Problem, das furchtbarste dieser Tage, das mich eigentlich umgebende, dem ich gar nicht entrinnen kann, das aber am Fall zu behandeln endlose Qual dem Betroffenen wie dem Betreffenden heraufführt, indem sich die Gier nach der Verbindung zwar befriedigen, aber nicht beruhigen läßt. Nicht einmal das mir eigentümlichste Motiv, mich zu regen: Verdruß über die Versauung meines Textes, der, mag Vernunft oder Unvernunft was immer für eine Ansicht davon haben, nicht die Sorgfalt, die ich selbst an ihn gewendet, verleugnen und verhöhn soll, hätte mir zu diesem Exzeß ein Wort der Abwehr entlockt. Leider aber hat der Umstand, daß sich die Hysterie vor Zuschauern produziert und

von meiner Saalmiete genossen hat; daß mit Hilfe von Journalisten und Telegraphisten aus einem Literaturfall, wie er ja so häufig vorkommt, ein Lokaleignis geworden ist — eines, das gar meine hundertste Vorlesung der Beachtung der Wiener Presse empfiehlt —, die Sachlage verändert. Es ist gewiß ein seltener Erfolg, daß hundert Wiener Vorlesungen in Wien unbesprochen bleiben, aber gegen das Pech, daß »Ein Zwischenfall in einer Vorlesung von Karl Kraus« eine Berichterstattung findet, ja daß sie sich dazu sogar einen Platz kauft, bin ich so wehrlos, daß es mich zur Rede zwingt. Nach mir demnächst die Sintflut! Wenn der Wahn, sich an mir, gegen und vor allem durch mich zu behaupten, was immer für Querelen und Kapriolen über meine Gegenwart und meine Vergangenheit macht, zwischen denen freilich der schreiende Widerspruch einer ganzen Generation von Hysterikern lebt — ich kann nichts dafür, ich will nichts dagegen, und ich darf nicht einmal die schützen, die durch mich unschuldig in diese Misere gerieten, weil sie so reif oder von Natur so geartet sind, ohne Erhitzung meine Vorzüge und meine Fehler anzuerkennen. Aber ein Gefühl, das sich die beleidigte Kreatur bei aller Stummheit nicht versagt, bleibt doch die tiefe Verachtung eines Publikums, welches sich so sehr für mich interessiert, daß es mit mir auch das Übel in Kauf nimmt, vor dem ich es warne, und welchem ich bald und gern dieses auf dem Hals lassen werde.

\*

Im letzten Augenblick höre ich von einer »Verteidigung«, die mir widerfahren ist und der ich so fern stehe, daß ich sie nicht lesen werde. Geschmäht oder gepriesen, unterscheide ich zwischen einem Druckgeschäft, das doch einmal auf eine Erregung, und einem solchen, das nur auf die Gelegenheit zurückgeht, und bin imstande, statt mich verteidigen zu lassen, einen, der wenigstens an mir gelitten, bevor er gegen mich gehandelt hat, gegen einen zu verteidigen, der mit mir handelt.

---

## Inschriften

### DICTERSCHULE

Was sind denn das für ausgelassne Knaben,  
die in der Form ein Nichtgenügend haben?  
Sie machen heute sichs wie ehedem  
in Fleiß und Sitten immerzu bequem,  
die nur im Fortgang von der Schule glänzen.

Und froh, daß sie die Syntax nicht beherrschen,  
so wetzen sie auf ungegerbten Ärschen  
und lassen hier und dort das Komma aus.  
Dann aber tragen sie ein Nichts nachhaus,  
das sie zuhaus zu einem Dreck ergänzen.

Heißt man zur Strafe sie dada zu bleiben  
und ihren Aufsatz zweimal abzuschreiben,  
so wird er darum doch nicht besser sein,  
und besten Falles fällt es ihnen ein,

daß sie ihn noch beklecksen und betrenzen.

Kein Substantiv steht mehr an seinem Platze,  
der Hauptsatz wird zu einem Nebensatze,  
der Nebensatz ist nur ein Adjektiv.  
Die ganze Gottesschöpfung lacht sich schief,  
wenn solch ein grüner Lümmel singt von Lenzen.

Hier wirkt Natur in andern Dimensionen,  
in solchem Wirrsal wollt' kein Teufel wohnen,  
nichts was sie greifen, wächst zur Wortgestalt.  
Allein ihr Ethos freilich ist geballt  
und sehr dynamisch sind die Impotenzen.

Ein Rattenschwanz im gegenseitigen Loben,  
wenn sie in allzu freien Rhythmen toben;  
mit uns geht alles bei dem Treiben rund!  
Doch schließen sie zumeist den Vers mit Und.  
Und dennoch geht es über alle Grenzen.

Seht mir die Rotte von den letzten Bänken,  
sie wollen nur den Oberlehrer kränken,  
der schwergeprüft in solcher Klasse sitzt.  
Was sie nicht konnten, haben sie verschwitzt  
O laßt uns diese Dichterschule schwänzen!

---

### DER EROTIKER

Fiel ihm ein Liebesglück in seinen Schoß,  
so war er im Erlebnis gar nicht tüchtig;  
und nie genoß er es in vollen Zügen,  
wenn es gelang, den Gatten zu betrügen.  
Der Glückliche, er war ja ahnungslos —  
dagegen jener für ihn eifersüchtig.

Oft hat er, wenn sonst alles hätt' geklappt,  
die Frau beim Ehebruch mit sich ertappt,  
und den Beweis hielt er in seinen Armen.  
Hier half kein Leugnen. Da er's selbst gesehn,  
so mußte sie, was sie getan, gestehn;  
und seine Liebe kannte kein Erbarmen.

---

### CHRISTEN

Sagt, warum achtet ihr die armen Kinder,  
die nicht entstammt dem anerkannten Bunde  
und also der naturgeweihten Stunde,  
die außerehelichen Kinder minder?

»Nur um in sündenfernen Tagen  
der eignen Unmoral sie anzuklagen.  
Weil wir nicht sorgsam vorgebeugt,  
zeugt gegen uns, was wir gezeugt.  
Längst fault die Zeugin unsrer Lust.  
Auf Gottes Schweigen läßt sich bauen.  
Was wir getan, ist einem noch bewußt,  
und grade diesem möchten wir nicht trauen.  
Was einstens eine Stunde konnt' versüßen,  
zu viel, ein Leben lang dafür zu büßen,  
und täglich größer wird das Sündenmal.  
Die Mutter starb, der Sohn ist ein Skandal!«

Und was nicht aus der Welt zu schaffen ist  
— denn wahrlich leichter konnte es gelingen  
und lustiger, es in die Welt zu bringen —  
verwünscht ein Vater und ein guter Christ.

---

### DAS SIEBENTE GEBOT

Es stahl  
ein ruhmbedeckter General.  
Man weiß  
gar viel von manchem Heldengreis.  
Und scharf  
besprachen sie, was man nicht darf.  
Ihn ficht's  
nicht an, der Vorwurf gilt ihm nichts.  
Zuletzt  
hat er ihn gar noch übersetzt.  
Man darf  
— er wollt' es ihnen nicht verhehlen  
und scharf  
sprach er und ohne jedes Zieren —  
nicht stehlen?  
nein: nicht generalisieren!

---

### TROST DES GENERALSTABS

Faßt euch und zählt die Häupter unsrer Lieben,  
ein süßer Trost ist wahrlich euch erlaubt:  
es fehlt — wir alle sind zurückgeblieben —  
kein Haupt.

Wie immer wir's in diesem Krieg getrieben  
— teils in den Tod und teils nur in Misere —  
so ist das letzte doch, was uns geblieben:  
die Ehre.

---

## UNGARISCHE MONARCHIE

Durch dieses technoromantische Balgen  
verkehrte sich jedem Ding die Natur.  
Ein Thron ist der praktikabelste Galgen,  
der Strick eine goldne Husarenschnur.

---

## SPRACHENPFLEGE

Als Kaiser Karl sich aus Österreich entfernte,  
für jeden Fall er schnell Ungarisch lernte,  
damit er, wär' er bald genötigt heimzukehren,  
hätt' er das Land, die Sprach' nicht müßt' entbehren.

Die Jahre gingen hin und siehe, unterdessen  
hat Kaiser Karl längst sein Deutsch vergessen.  
Doch von Natur begabt und prächtig aufgeweckt,  
sprach er indessen Ungarisch perfekt.

In hohem Alter noch saß Kaiser Karl auf Kohlen,  
daß man ihn möcht' zurück nach Österreich holen.  
Da endlich fragt' er sich, vom Ziele weit entfernt:  
Wozu hab' eigentlich ich Ungarisch gelernt?

---

## Notizen

Die 'Reichspost' ist doch die dümmste. Eingedenk der Lorbeerreiser, die so oft auf eine Familienähnlichkeit zwischen Habsburgern und Zahlmarkkören hinzuweisen schienen, macht sie ihrem Groll gegen die Republik bei folgender Gelegenheit Luft:

Diese Woche feierte Herr Karl Werbensky, Zahlkellner Im Café Pucher am Kohlmarkt, den Tag, an dem er vor 30 Jahren in dasselbe Kaffeehaus eingetreten ist. Allen Gästen des altberühmten Wiener Kaffeehauses, das leider, wie wir schon gemeldet haben, am 1. Juni seine Pforten schließt, Ist der »Ober« Karl eine wohlbekannte Erscheinung. *Pflichtgetreu in einer Zeit, die keine Pflichten kennt, höflich in einer Zeit, die rüppelhaft ist*, kann Herr Werbensky als Muster seines Berufes aufgestellt werden. Niemals in der langen Reihe von Jahren hat *Karl* einen Wunsch seiner Gäste vergessen. Es kam vor, daß Herren, welche der diplomatische Dienst jahrelang von Wien fernhielt, beim ersten neuerlichen Besuche Im Café Pucher die Zeitung auf den Tisch gelegt erhielten, welche sie seinerzeit stets zu lesen gewöhnt waren ...



Abgesehen davon, daß Karl (Werbensky) gewiß die Ehrung verdient, weil er sein Ressort viel pflichtgetreuer verwaltet hat als der gleichnamige Ober, an den die Reichspost dabei mit verhaltenem Schmerz denkt, während hingegen die Rüppelhaftigkeit dieser Zeit schon mit zwei p geschrieben zu werden verdient, muß leider zu Gunsten jenes Karl (Piskatschek), der kein Muster seines Berufes war und dessen Kaffeehaus schon im November 1918 seine Pforten schloß, doch hervorgehoben werden, daß er die fertige Wirtschaft von Blut und Dreck von einem Vorgänger, der unermüdlich gearbeitet hatte und dem nichts erspart geblieben ist, übernommen hat, während Karl Werbensky wahrscheinlich dadurch, daß er den Diplomaten noch nach Jahren ihre gewohnten Zeitungen auf den Tisch legte, den Anstoß zum Weltkrieg gegeben hat. Da ich sie ihnen im Gegenteil um den Schädel gehaut hätte, also zwar pflichtgetreu, jedoch nicht höflich bin, so ist nicht anzunehmen, daß die Reichspost mir bei meinem dreißigjährigen Jubiläum mit ähnlicher Wärme huldigen wird.

\* \* \*

Die Tränen der Krokodile und sonstigen Reptilien, die beim Tod des Herausgebers der Neuen Freien Presse geflossen sind, wie die Insulten gegen alles Lebendige, die es dazu gesetzt hat, zu sammeln, wird kaum mehr oder sobald nicht möglich sein. Unter den vielen »Stimmen«, die zitiert wurden, hat die 'Times' (20. III. 1920) gefehlt:

#### **HERVORRAGENDER WIENER HERAUSGEBER TOT.**

#### **EIN FEIND ENGLANDS.**

Der Tod des Herrn Moriz Benedikt, Herausgebers und Besitzers der »Neuen Freien Presse«, wird aus Wien gemeldet. Herr Benedikt war 70 Jahre alt.

Der Tod des Herrn Benedikt beseitigte aus dem Wiener Leben einen Einfluß, der in seiner Art so mächtig war wie der des alten Kaisers Franz Joseph selbst. Benedikt verkörperte in seiner Person und in dem Blatte, das er besaß und herausgab, jene Tendenzen, welche man am besten mit »Jüdischem Pangermanismus« bezeichnen kann. Er war skrupellos, fanatisch, unermüdlich und ein Schädling. Kein Geheimnis internationaler Finanzen war ihm unbekannt und nur sehr wenige des Habsburger—Reiches. Die »Neue Freie Presse« war sein Instrument, um Minister und Staatsfunktionäre zu erpressen, die Börse zu beeinflussen, sich zu bereichern und einen großen Teil der öffentlichen Meinung Österreichs zu beherrschen. Benedikt ist mehr als jeder andere für den Zusammenbruch Österreichs verantwortlich. In seinem Herzen verband er jüdische Interessen mit dem Triumph des Germanismus und arbeitete darauf hin, Österreich zum Werkzeuge des deutschen Planes um die Weltherrschaft zu machen.

Er war in der englischen Literatur erstaunlich belesen und mit englischen Institutionen wohl vertraut, aber er vergab England nie, daß es aus dem Kreise der deutschen Auslandspolitik entkommen war. Die gemeinsten Angriffe auf König Eduard, Sir Edward Grey, Lord Lansdown und andere kamen aus seiner Feder oder

waren von ihm angeregt. In fortwährender telephonischer Verbindung mit Berlin, fungierte er als journalistischer Generalstabschef des deutschen Auswärtigen Amtes in Österreich—Ungarn. Seinen Einfluß verwendete er fast ausnahmslos gegen jene Leute und Bewegungen, welche Österreich vor der Katastrophe retten wollten, die als Folge der Unterordnung unter die deutsche Politik unausbleiblich war. Er kann mit Recht als der böse Geist der Habsburger—Monarchie in den letzten Jahren bezeichnet werden.

Er war unzweifelhaft ein Genie und ein ganzer Tyrann. Wenige Zeitungsbesitzer oder Herausgeber können je mehr verachtet, gehaßt, aber auch mehr gefürchtet worden sein von denen, die von ihnen abhingen, als Moriz Benedikt. Er regierte alle mit einer eisernen Rute, vernichtete alle erbarmungslos, die sich seinem Willen widersetzen. Nach dem Zusammenbruch des Staates, den er konstant untergraben hatte, verringerten sich sein Einfluß und seine Macht. Wie der alte Staat gehört er jetzt der Vergangenheit an, aber sein Andenken und sein Beispiel werden lange die Länder deutscher Zunge daran erinnern, was ein Journalist nicht sein sollte.

Wozu nur zu sagen ist, daß hier — das Maß der Kriegsschuld in einem viel tieferen Sinne zugestanden — im Politischen vielfach eher der Wunsch der Neuen Freien Presse der Vater des Gedankens der Times war, daß die fortwährende telephonische Verbindung mit Berlin denn doch manchmal unterbrochen war, und daß in England leicht für Genie gehalten wird, was daheim nur als Gewure in Erscheinung und namentlich vors Gehör tritt.

\* \* \*

Wien, 12. Februar 1920

An die

Deutsche Montagszeitung

Berlin S. W. 11.  
Königgrätzer Str. 40 — 41

Einer Nummer des holländischen Blattes »The Word«, in der ein Artikel »Aufbau« von Karl Kraus als der Deutschen Montagszeitung entnommen erschienen ist, verdanken wir die Kenntnis Ihres Vorgehens. Da dort als Datum 25. IX. angegeben war, an diesem Tage aber Ihr Montagblatt nicht erschienen sein konnte, so haben wir uns telegraphisch an Sie mit dem Ersuchen gewandt, uns ein Belegexemplar jener Nummer zu senden, die den Nachdruck enthalten hat. Ihre Antwort war, daß die Angelegenheit nach Rückkehr eines Herrn Weiße geordnet würde. Nach etlicher Zeit telegraphierten wir abermals, diesmal ohne irgend eine Antwort zu erhalten. Nun ist es uns mit vieler Mühe endlich gelungen, die Nummer vom 15. September Ihres Blattes festzustellen, in der jener Aufsatz enthalten war, den Sie ohne Angabe der Quelle und ohne Erlaubnis aus der größeren, »Gespenster« betitelten Arbeit herausgeschnitten und unter dem willkürlichen Titel »Aufbau« verwendet haben. Das von Ihnen ignorierte Verbot des Nachdrucks, das auf dem Umschlag jener Fackel wie jeder Fackel

steht, bezieht sich allerdings nur auf Fälle, in denen der Nachdruck mit Quellenangabe erfolgt. Daß eine Zeitung sich unterfangen würde, eine Arbeit aus der Fackel als Originalbeitrag zu veröffentlichen, darauf waren wir nicht gefaßt, sonst hätten wir jenen Vermerk ausdrücklich durch den Zusatz, daß Straßenraub verboten sei, ergänzt. Die unmittelbare peinliche Konsequenz Ihres Vorgehens, dessen Feststellung Sie möglichst lange hinauszuziehen gewußt haben, ist die, daß Herr Karl Kraus als Mitarbeiter Ihres Blattes dastand und zwar nicht nur durch die Art Ihres Nachdrucks, sondern auch durch Zutun der holländischen Zeitschrift, die ihn ausdrücklich als solchen hinstellt, da sie im Gegensatz zu Ihnen ja leider die Quelle angegeben hat. Zur Gutmachung des dem Autor hieraus erwachsenden Schadens fordern wir Sie auf, in der nächsten Nummer Ihres Blattes zu erklären, daß der Beitrag »Aufbau« in der Nr. vom 15. September kein Originalbeitrag von Karl Kraus, sondern ein nachgedruckter Teil des Aufsatzes »Gespenster« aus der Fackel (August 1919) war, dem der Titel »Aufbau« von Ihnen hinzugefügt worden ist. Wir ersuchen Sie, uns ein Belegexemplar dieser Erklärung zuzusenden. Ferner fordern wir Sie auf, den Betrag von 200 Mark als Honorar bzw. Entschädigung für den widerrechtlich und ohne Quellenangabe erfolgten Nachdruck entweder an uns oder zu gleichen Teilen direkt an den Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten Wien I. Landskronergasse 1 und an das Britische Hilfswerk für Wiener Kinder Wien I. Wildpretmarkt 10 gelangen zu lassen. Sollten Sie dieser und jener Aufforderung nicht binnen einer Woche nach Empfang dieses Schreibens bzw. in Ihrer nächsten Nummer nachkommen, so werden wir unverzüglich Strafantrag wegen autorrechtlichen Eingriffs stellen.

Der Verlag der Fackel.

Da der Dieb mit keinem Ton die Aufforderung zur Schadensgutmachung — zugunsten so wohltätiger Zwecke — beantwortet hat, wurde die Strafanzeige erstattet und gleichzeitig auch die zivilrechtliche Klage erhoben. Mehr noch als die Tat, zeigt das Verhalten nach vollbrachter Tat das journalistische Antlitz.

\* \* \*

Wien, 12. Mai 1920.

An den

Verlag der Fackel

Auf Ihre telephonische Mitteilung, daß Sie mit der Ausstellung der Fackel in der unmittelbaren Nähe des Buches von Sonnenschein nicht einverstanden sind, habe ich folgendes zu erwidern.

Ein großer Teil der Käufer der letzten Nummer der Fackel wünscht die Legende vom weltverkommenen Sonka kennenzulernen und es kann meines Erachtens dem Buchhändler — dessen persönliche (überdies ganz nebensächliche) Stellungnahme zur Fackel, beziehungsweise zu deren Herausgeber der Verlag der Broschüre ... unzweideutig erhellt — nicht verwehrt sein, Bücher,

denen durch die Nichtswürdigung im Rahmen der Fackel eine traurige Bedeutung zukommt, in einem für Eingeweihte bedeutungsvollen und für Uneingeweihte vollkommen belanglosen Zusammenhang in der Auslage unterzubringen.

Um den Schein zu vermeiden, daß diese Anordnung im Schaufenster aus merkantilen Gründen erfolgt, werde ich den Erlös der verkauften Exemplare des Buches von Sonnenschein dem Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten abführen, womit ich Sie einverstanden hoffe.

Ich nehme an, daß hierdurch die Angelegenheit erledigt erscheint.

Hochachtungsvollst

Wien, 15. Mai 1920.

An die Buchhandlung — —

Wir beehren uns auf Ihr Schreiben zu antworten, daß uns die Angelegenheit hierdurch noch nicht erledigt erscheint.

Wir haben Ihnen mit keinem Ton telephonisch mitgeteilt, daß wir mit der Ausstellung der Fackel »in der unmittelbaren Nähe des Buches von Sonnenschein nicht einverstanden sind«, sondern wir haben Sie ohne Hinweis auf irgendwelche Nachbarschaft ersucht, die Fackel aus Ihrem Schaufenster zu entfernen. Auf Ihre Frage, aus welchem Grunde dies gewünscht werde, wurde geantwortet: Weil es uns unbehaglich ist, daß die Fackel als Vorspann für spekulative Absichten dienen soll (womit keineswegs die spekulativen Absichten der Buchhandlung gemeint waren, der man sie ja am wenigsten verübeln könnte). Auf Ihre Bemerkung, die etwa gelaftet hat: »Ach so, das *Flugblatt*, das sollen (oder werden) wir entfernen« — eine Bemerkung, durch die Sie wohl unsere Bitte, aber nicht den Grund unserer Bitte mißzuverstehen schienen, wurde geantwortet: »Nein, wir nehmen auf das Arrangement Ihres Schaufensters keinen Einfluß, wir ersuchen nur, daß die Fackel daraus entfernt werde«. Nachdem Sie dies zugesagt haben, versuchen Sie die Ausstellung der Fackel neben einer ganz andern Druckschrift zu begründen, von der aus wir nie einen spekulativen Zusammenhang mit der Fackel vermutet hätten, weil zwar die Fackel Hinweise auf diese Druckschrift, aber diese nicht auf die Fackel enthält. Da Sie jedoch einen solchen Zusammenhang selbst behaupten, indem »ein großer Teil der Käufer der letzten Nummer der Fackel die Legende vom weltverkommenen Sonka kennenzulernen wünscht« und es dem Buchhändler nicht verwehrt sein könne, ein solches Buch »in einem für Eingeweihte bedeutungsvollen Zusammenhang in der Auslage unterzubringen«, so geben wir Ihnen gern bekannt, daß wir hiermit unser Mißbehagen auch auf die Nachbarschaft mit besagtem Dreck ausdehnen, auf die wir erst durch Sie hingewiesen wurden, indem Ihre Erklärung uns von der Absicht, jenen Zusammenhang herzustellen, der mit dem Flugblatt eo ipso besteht, unterrichtet hat — betonen aber auch hier wieder, daß wir uns zu keinem andern Wunsche als dem nach Entfernung der Fackel für berechtigt halten. Was den von Ihnen dargestellten Fall anlangt, so beweist ja Ihre freundliche Ab-

sicht, den Erlös der verkauften Exemplare den Kriegsbeschädigten zuzuwenden, gewiß hinlänglich, daß Sie selbst bei jener Zusammenstellung von keinen spekulativen Absichten geleitet sind. Wir möchten aber bezweifeln, ob die »Käufer der letzten Nummer der Fackel«, die ja doch zumeist noch nicht wissen, was drin steht, nicht erst durch die Zusammenstellung — eine gleichzeitige mündliche Empfehlung wollen wir ja nicht vermuten —, zum Ankauf jener Dichtung bewogen werden. Auch möchten wir es dahingestellt lassen, ob die Bauchbinde, die das Versprechen eines »Meisterwerks« gibt, ohne es halten zu können, genügend klar den Standpunkt Ihrer Buchhandlung gegenüber einem Buch von »trauriger Bedeutung« zur Geltung bringt und ob selbst alle »Eingeweihten« wissen, daß hier der Beweis für die »Nichtswürdigung im Rahmen der Fackel« (auf den diese keinen Wert legt) und nicht vielmehr eine Reklame durch die Fackel bezweckt sei. Jedenfalls helfen Sie den spekulativen Absichten des Verlegers und des Autors, und solange diese sich nicht auch ihrerseits zur Zuwendung des Gewinns an die Kriegsbeschädigten verpflichten, bereitet uns der von Ihnen hergestellte bedeutungsvolle Zusammenhang eben Mißbehagen. Wenn wir von den Käufern der letzten Nummer der Fackel erfahren müssen, daß jedes Wort an sie verschwendet war, weil sie eben den Schund kaufen, vor dem sie gewarnt wurden und den kennenzulernen doch die dargebrachten Zitate genügen sollten, so würde dies nicht zuletzt die Erkenntnis herbeiführen, daß die Fackel zu billig ist, da den Leuten noch genug Geld bleibt, um gleichzeitig auch die viel teureren Drucksachen, die an ihr schmarotzen, zu erstehen. Wir möchten aber bekennen, daß wir viel lieber die Fackel verschenken würden, ehe wir dulden, daß Talentlosigkeit oder Hysterie mit ihrer Hilfe ein Geschäft machen oder mehr Beachtung finden, als ihnen im Rahmen der Fackel ohnedies zugewiesen wird. Was insbesondere die Erhitzungen des jüngsten Literatentums anlangt, die heute in Liebe und morgen in Haß gegen den Herausgeber der Fackel zu einem unter allen Umständen bedenklichen Ausdruck kommen, so zweifeln wir ja gar nicht, daß die Veröffentlichung der von Ihnen erwähnten Broschüre für Ihre eigene freundliche Stellungnahme zur Fackel spricht, aber wir möchten gerade anlässlich dieses Falles versichern, daß wir gern mehr als den ganzen Ertrag dieser Publikation den Kriegsbeschädigten zugewendet hätten, wenn sie unterblieben wäre. Sie ersehen daraus, daß auch Herr Karl Kraus selbst objektiv genug den Literaturwerken, die sich mit ihm befassen, gegenübersteht, daß er aus jedem Zusammenhang, dem günstigen wie dem ungünstigen, entfernt sein möchte und daß er, selbst auf Kosten der eigenen Verbreitung, eben nur den einen Wunsch hat: wenn einer heute ohnedies schon durch die bloße Belästigung der Fackel oder Abfertigung durch die Fackel eine Beachtung gewinnt, die er aus sich selbst nie hätte erwerben können und die eine Schande für die heutige Leserschaft ist — daß dieses unsaubere Geschäft nicht noch durch eine buchhändlerische Kuppelung gefördert werde.

Diese Bemerkungen hätten noch weit mehr als für den Fall, den Sie mißverständlich als den Beweggrund unseres Wunsches ver-

muten, für jenen zu gelten, an den wir bei unserem telephonisch geäußerten Ersuchen tatsächlich gedacht haben und gegen dessen buchhändlerische Förderung, so dubios sie schon an und für sich ist, wir von dem Augenblick an protestieren müssen, wo sie sich des Vorspanns der Fackel bedient. Wenn wir also — auch durch Ihr telephonisches Einverständnis — richtig dahin informiert wurden, daß Sie in Ihrem Schaufenster direkt neben der Fackel eine Drucksache ausgestellt haben, die bei allem Schwachsinn, den ja erst der Inhalt offenbart, doch schon durch das Titelblatt an ihr schmarotzen will, so fordern wir Sie — unter voller Anerkennung Ihrer freundlichen Gesinnung — nachdrücklich auf, die Fackel zu entfernen, und teilen Ihnen mit, daß uns erst dadurch die Angelegenheit erledigt schiene. Sollten Sie es nicht tun, so würden wir versuchen, auch Ihre Buchhandlung »fackelfrei« zu machen, ein Versuch, der uns bei der »einzigen wirklich fackelfreien Wiener Buchhandlung« leider nicht gelungen ist. Wir würden aber, um solche Versuche schließlich doch zu einem Resultat zu führen und um ein für alle Mal den Literaturzusammenhängen zu entgehen, welche die Buchhändler nicht uns, nur dem jeweiligen Pendant zum Danke herzustellen bemüht sind, an die Ausführung einer alten Absicht schreiten: die Fackel, an deren Verbreitung uns weit weniger gelegen ist, als die Buchhändler zu glauben scheinen, nur direkt oder durch eine einzige Verkaufsstelle an Einzelkäufer abzugeben. Wozu uns nicht zuletzt auch der Wunsch bestimmen würde, sie dem Publikum zu eben dem Preis zu verschaffen, der auf dem Umschlagblatt vermerkt ist. Empfangen Sie mit der Versicherung, daß wir an der guten Meinung, mit der Sie sich persönlich zu uns stellen, nicht im geringsten zweifeln, und mit dem besten Dank hierfür den Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung.

Der Verlag der Fackel.

\* \* \*

Nachtrag zu »Innsbruck«.

Aus einer Zuschrift:

»Die hiesige Professorenschaft hat die angeregte Gedächtnisfeier für *Lammasch*, der früher hier Universitätsprofessor war, entgegen aller Tradition abgelehnt. Weiß Gott, diese akademischen Lehrer sind doch von allen die geistig verlorenste Schicht.«

In Nr. 531 — 543, S. 122, Z. 6 von unten, ist (in einem Teil der Auflage) anstatt »unterwift«: unterwirft zu lesen; S. 129, Z. 22, anstatt »des Manifest«: des Manifests; S. 135, Z. 21, anstatt »haben vermuten«: haben, vermuten.

\* \* \*

Antworten auf Briefe, die so typisch sind, daß sie mir von mir erfunden scheinen, um mir die Gelegenheit zur Antwort — eben auf die Torheiten und Frechheiten, die in der Luft der Zeit liegen — zu verschaffen, können hier veröffentlicht werden, ohne vorher dem Einzelfall überantwortet zu sein. Man glaubt oft nicht, wie einer just das sagen kann, was man glaubt, daß er sagen

muß. Dennoch kommt es vor und dann weiß ich, daß, wenn schon der Brief nicht von mir war, doch die Antwort von mir sein muß:

### An eine Briefschreiberin

Wiewohl wir nicht alle törichten oder sonst unerfreulichen Briefe zu beantworten pflegen und es in Ihren Augen noch »kleinlicher« erscheinen dürfte, sich mit unbescheidenen Briefschreibern als mit frechen Zeitungen einzulassen, so sei Ihnen aus dem Grunde eine Antwort erteilt, weil Sie die »Hilfe« des Autors der Fackel anrufen. Sie haben nämlich »so viel Schönes« von ihm gehört, daß Sie das Bedürfnis hatten, ihn auch in seinen Schriften kennen zu lernen; »so griffen Sie denn zur Fackel«, und siehe da, das 208seitige Heft, welches Ihnen nichts als Zeitungspolemiken zu enthalten schien, hat Sie enttäuscht. Nun wollen Sie aber »den Glauben an ihn nicht verlieren« und wenden sich darum an ihn selbst, weil er Ihnen jedenfalls als der Geeignetste erscheint, einen verlorenen Glauben durch persönliche Nachhilfe zu ersetzen. Es haben sich Ihnen bei der Lektüre etliche Fragen aufgedrängt, die Sie nun Ihrerseits auf ihn abwälzen zu müssen meinen, indem Sie offenbar der Ansicht sind, daß er zwar nicht dazu da sei, sich mit so unwichtigen Dingen wie die Presse, wohl aber mit so wichtigen wie den Zweifeln einer Briefschreiberin abzugeben, die das Pech hatte, zum erstenmal nach einem Heft—der Fackel zu greifen. Sie haben sich darin nicht getäuscht und wir antworten Ihnen, weil wir wirklich hoffen, Ihnen durch eine Anleitung zur Bescheidenheit die gewünschte Hilfe zu bringen. Andererseits möchten wir wieder Ihr Selbstbewußtsein heben, indem wir Ihnen die Beruhigung zukommen lassen, daß auch noch intelligentere Leute als Sie nicht verstehen, warum der Herausgeber der Fackel die Zeitungen so überschätzt, wenngleich ihn auch dies bisher nicht gehindert hat, es zu tun. Immerhin wissen diese schon so viel von ihm, daß sie ein Heft der Fackel, ja selbst eine Zeile der Fackel, nicht losgelöst von dem Kommentar, den zwanzig Jahre dazugeschrieben haben, abzuschätzen sich getrauten und nur die Wahl hätten, es mit dem Ganzen gelten zu lassen oder zu verwerfen. Aber selbst wenn diese als ältere Leser der Fackel den Glauben an ihn verloren hätten, weil er nunmehr gar 208 Seiten mit Preßpolemiken füllt, so mögen Sie versichert sein, daß er keinem von ihnen dazu verhelfen wollte, jenen wiederzufinden. Ihre Lage ist eine wesentlich andere und Ihnen kann noch geholfen werden. Sie haben ja nur einen Glauben verloren, auf den Sie bisher gar keinen Anspruch hatten, denn er bestand darin, daß Sie so viel Schönes vom Autor der Fackel gehört hatten, und Ihre Enttäuschung besteht darin, daß Sie es in dem Hefte, nach dem Sie unvorsichtiger Weise gegriffen haben, nicht finden konnten. Es kann Ihnen also noch, zum Unterschied von allen jenen, die zwar wie Sie enttäuscht sind, aber schon früher als Sie Leser der Fackel waren, der Rat erteilt werden, auch nach anderen Heften der Fackel zu greifen, um wenigstens den Glauben zu retten, den jene mit Recht verlieren durften und der vielleicht sogar die schönen Erzählungen, die Sie gehört haben, rechtfertigen wird. Fast scheinen Sie dieser Anleitung

nicht mehr zu bedürfen, da es Ihnen ja, wie Sie versichern, »natürlich fern liegt, den ersten Eindruck, den eine einzige Fackel—Nummer auf Sie machte, verallgemeinern zu wollen und etwa den Schluß zu ziehen«, daß der Autor der Fackel »wirklich der sei, der er scheint«. Selbstverständlich ist er das nicht und Sie haben die ganz richtige Empfindung, daß man nicht generalisieren darf. Einmal kann ja jedem ein Plutzer passieren. Vielleicht versuchen Sie es also entweder mit einer andern Fackelnummer oder — noch einfacher — warten Sie den zweiten Eindruck derselben Fackel—nummer ab, deren erster Sie enttäuscht hat, wobei Sie am Ende gar die Wahrnehmung, daß einer wirklich der ist, der er scheint, eher befriedigen als enttäuschen könnte. Sie müssen nämlich wissen, so ein Autor — so einer — liest zwanzig bis dreißigmal, was er geschrieben hat, ehe er es erscheinen läßt, prüft und wägt jedes Wort, ja selbst die Stellung jedes Worts in der Zeile, weiß noch im Schlaf, welches an jedem Ende steht, wendet Stunden an die Entscheidung zwischen Beistrich und Strichpunkt, denken Sie, bei 208 Seiten, weiß am Ende nicht wie er das alles fertiggebracht hat, da er doch jeden Satz so sorgsam betreut hat wie das ganze Heft, und alles das für eine so undankbare Materie wie die Erkenntnis, daß in Innsbruck Spießbürger sind oder, noch kleinlicher, daß solcher Lebenssinn die Welt in Brand gesteckt hat und es immer wieder tun wird, und daß es Mord gibt, wenn diese Mechanik der Seele von der Presse, die sie erfand, noch betrieben wird — sehen Sie, und diesem traurigen Leserpack, von eben solcher Presse um Phantasie und Ehrfurcht verkürzt, behagt der Stoff — nicht, aus dem es selbst gebildet ist, es liest nur einmal, was weit weniger als keinmal ist, es blättert um, ehe es gelesen hat, und hat die Frechheit, den Autor mit der Frage anzugehen, warum er es nicht mehr interessiere. Denn es ist nun von dem journalistisch erworbenen Wahn nicht zu befreien, daß der Autor für den, der das Exemplar kauft, es geschrieben habe, während er doch in Wahrheit es nicht einmal für alle zusammen, sondern nur für den einen Leser geschrieben hat, der's als Schreiber gelesen hat, und ihm Urteil, Eindrucksbildung und was sonst in jedem andern Leser vorgeht, so vollkommen gleichgültig ist, daß er es zwar vor dem letzten Grad der ihm erreichbaren Vollendung jenem nicht aushändigen würde, aber doch um Himmelswillen von ihm keine Belehrung annehmen wird, wie es besser zu machen wäre! — Wir haben Ihnen den Rat, wie Sie zu einem Verständnis der Fackel gelangen könnten, erteilt, um Ihnen zu zeigen, daß es halbwegs gelingen könnte, ohne seine Hoffnung auf törichte Briefe zu setzen. Wir können Ihnen aber freilich nicht garantieren, daß Sie nicht auch von den vorhergehenden Heften der Fackel enttäuscht würden, umsomehr als wir Ihnen verraten müssen, daß auch diese zumeist nichts anderes enthalten als »den Kampf gegen die als minderwertig schon längst gebrandmarkten Zeitungen«. Da Sie überdies, ohne die Fackel je gelesen zu haben, schon wissen, daß die Zeitungen längst als minderwertig gebrandmarkt sind, so können Sie sich die Lektüre der Fackel vollends ersparen und den Leuten, die Ihnen so viel Schönes von ihrem Verfasser erzählt haben, mit einiger Sicherheit entgentreten. Ihr Fall liegt offenbar



so, daß Sie der Fackel, ohne sie je in die Hand genommen zu haben, Erkenntnisse verdanken, deren Wiederholung durch die Fackel Ihnen als Plagiat an Ihrer nachgeborenen Intelligenz erscheint. Wenn Sie der Existenz der Fackel — was ja eine der Möglichkeiten des Geisteslebens ist — auch etwas Menschlichkeit verdanken, so würden Sie vielleicht noch des Zusammenhangs Ihrer Ansichten mit jener geistigen Tatsache inne werden und bei der Versuchung erschrecken, einen Autor, den Sie schon so gut kennen, daß Sie ihn nicht einmal lesen müssen, mit der ganzen Keckheit, zu der Sie Ihre zwanzig Jahre und die briefliche Unsichtbarkeit berechtigen, zu ermuntern, zu ermahnen und zu tadeln, weil er »im Bewußtsein, sich während des Krieges bewährt zu haben, vergißt, sich auch in der Gegenwart zu bewähren«. Wenn Sie aber im Anblick von 208 Seiten der naheliegende Gedanke an die Papiernot beschleicht, war denn da nicht wenigstens so viel Bescheidenheit in Ihnen, vorweg vertrauensvoll überzeugt zu sein, daß, wenn er selbst über Sie, so viel und noch mehr, geschrieben hätte, dies gewiß etwas zu bedeuten hätte und ein weit gelinderer Hohn auf die Papiernot wäre als wenn Sie ein Briefpapier vollschreiben? Sollten Sie aber nun auch erstaunt sein, warum wir Ihnen zuerst einen Rat erteilen und ihn dann brüsk zurückziehen, so können wir Ihnen den Grund verraten. Jenes taten wir, weil uns Ihr Fall nicht hoffnungslos erschien und wir Ihnen wenigstens die Methode angeben wollten, nach der Sie hätten verfahren sollen, um den ersten Eindruck, den man von der Lektüre Ihres Werkes haben muß, den der Unbescheidenheit, zu vermeiden. Das andere tun wir aus Vorsicht, damit Sie den Herausgeber der Fackel nicht wieder für eine Enttäuschung zur Rede stellen: wir wollen Sie warnen, auch nach jenen Ihnen unbekanntem Nummern der Fackel zu greifen, die, je weiter sie zurückliegen, Ihnen umso weniger Neues bieten werden. Unter allen Umständen aber helfen wir Ihnen vielleicht, Ihrer allzu entwickelten Intelligenz Zügel anzulegen; so bescheiden zu sein, für Ihre geistigen Bedürfnisse auch auf die Privatkorrespondenz mit einem Autor zu verzichten, wenn Sie's schon nicht mehr nötig haben, seine Bücher zu lesen; so einsichtig, sich zu denken, daß Ihre Zweifel nicht die einzigen sein dürften und daß es weder angeht, alle Briefschreiber, noch Sie vor allen zu bedienen — denn Sie sollen ja nicht wissen, daß es trotzdem geschehen wird —; und für spätere Lebenssituationen, für die ihre Gewitztheit nicht immer ausreichen wird, etwas Feingefühl zu lernen und besonders zu spüren, daß es noch ungehöriger ist, zu einer Ansprache, zu der man wohl doch den Mund nicht auftun würde, ohne feuerrot zu werden, die Post zu mißbrauchen.

Der Verlag der Fackel.

---

## Legende

Oft träumt mir, wie war das, ich fasse es kaum,  
mir träumt noch am Tage, mir träumt noch vom Traum.  
Eines Tags, eines Morgens,entschlief ich, doch bald

war's Frühling, da stand ich im frischesten Wald.  
 Wie schade zu schlafen, o wär' ich doch wach  
 und träumte verlorenen Frühlingen nach!  
 Da lag ich und stand ich, ein reuiger Schläfer.  
 Ich schlief, und es lief und es rief mir ein Käfer.  
 Und er hob sein bekümmertes Haupt aus dem Grase  
 und hatte ein riesiges Horn auf der Nase.  
 Er klagte, was ihm, da soeben geschehn,  
 und er fragte, ob ich seinen Sohn nicht gesehn.  
 Den Jungen, verliebt bis über die Ohren,  
 er hab' ihn im Frühjahrsgedränge verloren.  
 Der Alte erzählte von vieler Bemühung,  
 die er stets verwandte an die Erziehung,  
 und seufzte, daß er den Sohn vermisse,  
 und allerlei sonstige Ärgernisse.  
 Da rackern und sorgen wir uns, wir Alten,  
 doch das leichte Tuch war nicht länger zu halten.  
 Ich versprach, unter allen vorhandenen Tuchen  
 in Wald und Feld nach dem rechten zu suchen,  
 und wandt' mich voll Mitleid zum Gehen endlich  
 und fand es traurig, doch selbstverständlich.  
 Und wie ich so meiner Wege ging,  
 kam flugs mir entgegen ein Schmetterling,  
 der schien es mir allzu bunt zu treiben,  
 und er verlockte mich, stehen zu bleiben.  
 Von allen Feuern und Farben brant' er.  
 Kein Zweifel, es war ein alter Bekannter,  
 wir waren uns beide, ich und der Falter,  
 erst neulich begegnet im Kindheitsalter.  
 Doch schien auch er etwas zu vermissen,  
 und erzählte von allen den Hindernissen,  
 die man ihm daheim in den Weg gestellt,  
 drum nahm er Reißaus in die weitere Welt.  
 Nun wüßte er selbst nicht, wozu er taue.  
 Ich sah ihm fest in das Pfauenauge.  
 Da fragte er schüchtern, mit zitterndem Ton  
 — und sah aus wie der verlorene Sohn  
 und ach, es entstürzte ihm Thräne <sup>1</sup> auf Thrän' —:  
 Haben Sie nicht meinen Vater gesehn?  
 Ich fragte, wer denn sein Vater wäre,  
 ich hätte noch nicht ihn zu kennen die Ehre.  
 Da schalt er mich einen vergeßlichen Schläfer,  
 sein Vater sei doch ein Nashornkäfer!  
 Wie, sagte ich, jener dort auf der Matte,  
 den ich soeben getroffen hatte?  
 Derselbige, sagt er, da muß ich mich tummeln —  
 und überflog die behäbigsten Hummeln,  
 die dicken Tanten und auch die Cousinen,  
 die schon ein wenig behenderen Bienen.  
 Schon schien ich verwandt mit der ganzen Verwandtschaft  
 und bekannt mit jedem Grashalm der Landschaft.

---

1 s. »Elegie auf den Tod eines Lautes« in Heft 413

Doch spürte den Schmerz ich der heutigen Welten,  
in denen die Tagpfauenaugen so selten,  
und wann hatt' ich denn, ach wie die Dinge vergehn,  
den letzten Nashornkäfer gesehn?  
Und was mir drum gar nicht zusammenging,  
war, wie heutzutage ein Schmetterling  
da konnte zu allen herrlichen Gaben  
noch einen Käfer zum Vater haben,  
und gar ein Käfer zu allem Daseinslohn  
einen Schmetterling haben zum leiblichen Sohn!  
Doch wenn sie sich nun in die Arme sanken,  
so haben sie es nur mir zu verdanken,  
dem jeder mit einer Ursprache Laut  
das Geheimnis der Sehnsucht anvertraut.  
Doch trieb es mich fort zwischen Hummeln und Bienen,  
fern summten schon Rotationsmaschinen,  
schon war es die Sprache von allerlei Leuten,  
noch träumte ich, daß sie den Traum mir deuten,  
und in Furcht um die verlorne Bedeutung  
erwacht' ich und griff nach der Tageszeitung.

---

## Schnellzug

Auf dieser Lebensbahn  
rattert es drauf und dran  
in schnellem Zug.  
Und meine Melodie  
macht es, ich weiß nicht wie,  
zu einem Trug.

Draußen das liebe Land,  
das noch nicht stille stand,  
wie es sich dreht!  
Alles bleibt mir versäumt,  
alles bleibt ungeträumt,  
alles vergeht.

Man wird vom Schauen stumpf,  
hier drin die Luft ist dumpf,  
draußen ist's schön.  
Dann wird die Zeit mir lang,  
dann wird mir wieder bang  
vor dem Vergehn.

Welch eine Menschennot  
schlägt sich die Zeit hier tot  
auf ihre Art.  
Hier drin ist nichts wie Schmutz,  
und ich bin voller Trutz.

Welch eine Fahrt!

Doch was auch quält und nährt,  
ich bleibe eingesperrt  
bis an das End'.  
Wollte mich gern befrein!  
Wollte die Landschaft sein,  
die rückwärts rennt.

---

## Als ein Stern fiel

Was ich je empor gesprochen,  
mündet es in mich zurück?  
Heute ist ein Stern zerbrochen  
und es bleibt ein Erdenstück..

Was da einem Himmelskreise  
sich in meiner Nacht entwand  
und sich jäh entschloß zur Reise  
in ein allzu irdisch Land —

ach, es strahlt in eine Richtung,  
die mir tief das Herz verstört.  
Und es hat die eigne Dichtung  
mir nicht, mich nicht angehört!

Weh, wie über alle Grenzen  
riß ich die Natur ins All!  
Welch ein trügerisches Glänzen  
ach, begleitet diesen Fall!

Welch ein Aufruhr unter Sternen,  
der die Ewigkeit zerreißt!  
Alle Höhen, alle Fernen,  
alle Herzen sind verwaist.

Und sie stöhnen ob der Stunde,  
wo mit unumwundner Hast  
nun aus der verklärten Runde  
eilt ein gottgeliebter Gast.

Eingedenk des großen Gestern,  
lichtbefangen, wertbewußt,  
klagen wir verlornen Schwestern  
unerforschlichen Verlust.

Und wir blicken ihrer Bahnen  
noch die letzte lichte Spur.  
Welch ein Abschied! Welch ein Mahnen

an die sterbliche Natur!

Welch ein Absturz in das Wilde,  
der ihr so die Heimkehr weist!  
Einst erschuf ein Luftgebilde  
seiner Schöpferlust der Geist.

Dunkel wirds. Dem Aug verloren  
ist das glühnde Meteor.  
Zu den un verrückten Horen  
schau' ich in die Nacht empor.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3